

mics, Kriminalromane) zu bescheinigen ist. Außerdem wäre wohl, angesichts der sich gegenwärtig international in den Geisteswissenschaften vollziehenden Hinwendung zu Interdisziplinarität und *Cultural Studies*, bei der die Komparatistik entscheidende Impulse geben kann, der hier angebotene literarische Kanon mindestens auf eine Auswahl anderer Medien zu erweitern.

Ohne Zweifel muß die Kenntnis gewisser Werke für Kandidaten der Komparatistik unerlässlich sein; dem Wissenschaftler hingegen bringt gerade der Zweifel an der Kanonwürdigkeit und, daraus gegebenenfalls resultierend, die Diskussion und auch das Um-Schreiben des Kanons fruchtbare Ergebnisse. Jeder Kanon spiegelt stets eine konkrete historische Situation: Zeitgeschmack und eine ideologisch motivierte Sicht stellen bei anerkannten Autoren regelmäßige einzelne Werke, Aspekte oder ganze Schaffensperioden in den Vordergrund, während anderes dem Verdammungsurteil anheimfällt. Wünschenswert ist folglich weder ein normativer noch ein empirischer, weder ein ›weicher‹, noch ein ›harter‹ Kanon, stattdessen verlangt der intertextuell verstandene Begriff von Weltliteratur einen lebendigen, d.h. veränderbaren und sich verändernden Kanon.

Thomas Amos

Melanie Möller: *Talis oratio – qualis vita. Zur Theorie und Praxis mimetischer Verfahren in der griechisch-römischen Literaturkritik*. Heidelberg (Winter) 2004 (= Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Neue Folge, 2. Reihe, Bd. 113). 396 S.

Wie der Mann, so das Buch. Oder, anders herum: Der Stil ist der Mensch. Diesen Gemeinspruch erhebt die vorliegende Monographie zur Problemformel der Hermeneutik. Vorweg sei festgestellt: Die Verfasserin legt einen Denkweg frei, der die historische und systematische Darstellung der griechisch-römischen Literaturkritik übersteigt, indem für den hermeneutischen Diskurs unserer Gegenwart kontrastierende Anschauungen bereitgestellt werden. Leitend ist die Fragestellung: Inwieweit zeigt sich in der Rede die Individualität des Redners, so dass aus dieser jene besser zu verstehen ist? Oder ist das, was als Individualität sich zeigt, als objektives Merkmal der Rede einzustufen, das mit der lebensgeschichtlichen Individualität des Redners nicht zusammenhängt?

Solche Zuspitzung ist uns aus der Hermeneutik Friedrich Schleiermachers geläufig: in ganz bestimmter Absicht. Es komme darauf an, die *mens auctoris* zu rekonstruieren, um dem Werk nicht Intentionen anzudichten, die der Autor gar nicht gehabt habe. Ja, das »divinatorische« Erschließen der *mens auctoris* gestatte es, den Autor »besser« zu verstehen, als er sich selbst verstanden hat: nämlich bewusster als es dem Autor jemals möglich war. Aus der Subjektivität des Autors also, aus seinem »dunklen Du«, wie Schleiermacher sagt, ist der Schlüssel zum rechten Verständnis des Werkes zu gewinnen. Das ist romantische Hermeneutik, das ist psychologisches Interpretieren. Hegel hingegen pocht ganz und gar auf die Eigentümlichkeit der Sache, die im gelungenen Kunstwerk ihre Eigenständigkeit beweist, wenn er programmatisch feststellt: »Je schlechter der Künstler ist, desto mehr sieht man ihn selbst, seine Partikularität und

Willkür.« Die *mens auctoris* als Instanz für die wahre Bedeutung der gestalteten Sache wird mit solcher Überlegung ausgeschaltet. Dass wir mit Hegel sehr wohl die Individualität eines Goethe in seinen Werken wahrnehmen, steht auf einem anderen Blatt und hat mit der Rekonstruktion von dessen Schaffenslage, wie sie Schleiermacher fordert, nichts zu tun.

Auf die Positionen Schleiermachers und Hegels geht unsere Verfasserin nicht ein, um ihre Fragestellung zu verdeutlichen. Es liegt aber auf der Hand, dass ja gerade für die Gegenstände der klassischen Philologie Schleiermachers Insistieren auf der Rekonstruktion der Vita eines Autors als Prämisse für den Zugang zu dessen Werk in die Irre führen müsste. Und dies nicht nur wegen der jeweils lückenhaften Quellenlage zum Leben der Autoren, sondern auch auf Grund des ganz anderen Begriffs von Subjektivität, der der griechisch-römischen Literatur zugrunde liegt. Das »dunkle Du« eines Verfassers zu rekonstruieren und divinatorisch der Bedeutung seiner Texte nahe zu kommen, konnte angesichts dieser Gegenstände nur spekulative Kartenhäuser hervorbringen. Der so bedingte Rückwurf der klassischen Philologie auf das Werk als das, was dasteht, rückt Philologie als die »Kunst, gut zu lesen« (Nietzsche) in ihr Recht, keine Hilfe bei der verborgenen Innerlichkeit der Autoren zu suchen. Dem dunklen Du steht nun das helle Ich entgegen, wie es ohne biographische Zutat an der ›Rhetorik‹ der Texte ablesbar wird.

In ihrem Kapitel über Cicero lässt die Verfasserin ihre zentralen Argumente zum Konnex von Individualität und Person besonders deutlich werden. Als maßgebende Schrift Ciceros wird *De officiis* nach vorn gerückt, denn darin werde »eine Anleitung zu richtiger Rollenwahl und richtigem Rollenverhalten« geliefert. Eine Vierteilung zur *persona* liegt vor: (1) der Mensch als Vernunftwesen unterschieden vom Tier, (2) die charakterlich individuelle Prägung, die die Menschen voneinander unterscheidet, (3) die Rollenaufgabe durch Zeit, Umwelt und Gesellschaft, (4) individuelle Wahl des *genus vitae*, wozu etwa die Berufswahl gehöre. Trotz 2 und 4 verstehe Cicero unter ›Person‹ aber vor allem die Rolle, die der Mensch in der Gesellschaft spiele. Kurzum: Wahl und Typisierung der *persona* entscheiden darüber, »wie das Individuum durch seine soziale Umgebung wahrgenommen wird. Der Begriff der Einzigartigkeit ist hierbei sekundär« (160). Das Verhältnis von Mensch und Stil wird damit in die herrschende anthropologische Prämisse eingebettet. Nicht ein zu erschließendes dunkles Du, sondern der Ort der Typisierung der *persona* im gesellschaftlichen Zusammenhang definiert die Substanz einer ›Rede‹ und den Spielraum ihrer Subjektivität.

Im Horizont der Analogie von Mensch und Stil vollzieht sich auch die von der Verfasserin protokollierte Auseinandersetzung mit dem Mimesis-Begriff. Aufschlussreich sind hier insbesondere die Überlegungen zur »impliziten Poetologie« des Aristophanes als innovative Mimesis-Kritik (126 ff.). Es geht dabei um die Frage, auf welche Weise die Komödie »Spiegel des Lebens« sein will. »Der Charakter eines Mannes lässt sich aus seiner Rede erkennen«: Menanders Sentenz macht auf die thematische Ebene aufmerksam, auf die Kunst einer Charakterzeichnung, die auf Typisierung aus ist und mit der Darstellung moderner Subjektivität, die sich selbst zum Rätsel wird, nichts zu tun hat.

So werden die Erläuterungen der Verfasserin zu mimetischen Verfahren als Thema der griechisch-römischen Literaturkritik zu einer Einübung in Vorstellungen von kreativer und dargestellter Subjektivität, die uns abhanden gekommen sind, abhanden nämlich im Durchgang Europas durch das Nadelöhr der christlichen Vereinzelung, aus der die abendländische Eschatologie hervorging. Schopenhauer und Nietzsche aller-

dings haben sich der Orientierung an Jerusalem entzogen. Was Hegel betrifft, so ist dessen Sonderstellung in solchem Kontext unlängst von Hans Friedrich Fulda einschlägig fixiert worden. Auf solche makrostrukturellen Entwicklungslinien lässt sich die Verfasserin in dezidierter Selbstbeschränkung nicht ein. Ihre Stichworte sind Athen und Rom. Fazit: Mit ihren scharfsinnigen Ausführungen zu ›Stil‹ und ›Mimesis‹ in der griechisch-römischen Literaturkritik ist Melanie Möller ein Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Methodendiskussion gelungen, der gerade allen neuphilologischen Fächern eine willkommene Bereicherung sein wird.

Horst-Jürgen Gerigk

Christian Moser: *Kannibalische Katharsis. Literarische und filmische Inszenierungen der Anthropophagie von James Cook bis Bret Easton Ellis*. Bielefeld (Aisthesis) 2005. 124 S.

Die Idee des Kannibalismus besetzt in der westlichen Vorstellungswelt eine bizarre Position zwischen ethnologischem Forschungsgegenstand, xenophobem Abgrenzungsphantasma und unerträglichem Tabu-, wenn nicht Zivilisationsbruch. Die viszerale Faszination des Menschen für das Menschenfressen spiegelt sich nicht nur im regen multidisziplinären Interesse der Wissenschaften für die Anthropophagie wider. Reale Einzelfälle wie derjenige des Armin Meiwes entfesseln weltweit Boulevard-Exzesse, Serienmörder mit kannibalischen Methoden – fiktionale ebenso wie ihre wirklichen Vorbilder – genießen in der Pop-Kultur ikonischen Status.

Das unerschöpfliche Faszinationspotential des Kannibalismus hält einen munteren wissenschaftlichen Diskurs am Leben, dem Christian Moser mit seinem Essay eine disziplinenübergreifende Meta-Betrachtung hinzufügt. Mit Bedacht nennt der Bonner Komparatist schon im Untertitel *Literarische und filmische Inszenierungen der Anthropophagie von James Cook bis Bret Easton Ellis* die vermeintliche Empirie historischer Zeugnenschaft mit dem offenen Fabulierten in einem Atemzug. Sein Interesse gilt dem großen Ganzen der »westlichen Einstellung zum Kannibalismus« (21) in sämtlichen Diskursformen und -ebenen. Moser geht dabei von der Leitthese aus, dass »so etwas wie eine Komplizenschaft zwischen der primitivistischen Auffassung der Anthropophagie und einer spezifisch westlichen Spielart des Kannibalismus besteht.« (21) Erstere ist ›primitivistisch‹ insofern, als sie den Kannibalismus als wilden (Ur-)Zustand der Kultur- und Gesetzlosigkeit betrachtet, der einen archaischen Entwicklungsstand menschlicher Gesellschaften markiert und sich mit zunehmender Kultivierung gewissermaßen auswächst.⁴² Die ›kulturalistische‹ Gegenauffassung zu dieser althergebrachten Bestialisierung des Kannibalismus liest selbigen nicht als enthemmten Blutrausch, sondern als rituelles, mit symbolischer Bedeutung befrachtetes Geschehen.⁴³ Der Verzehr von Menschenfleisch zeigt nach dieser Umwertung mithin nicht mehr die Abwesenheit von

42 Das früheste Beispiel für diese Einschätzung findet sich in Herodots antiken *Historiae*, ein weiteres im entsprechenden Eintrag in Diderots *Encyclopédie*.

43 Vgl. Montaigne, Michel de: Des Canibales, in: Ders: *Œuvres complètes*, hg. v. Albert Thibaudet und Maurice Rat, Paris 1962, 200–213.